**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte
**Band:** 15 (1939)
**Heft:** 27

**Artikel:** Die vaterländische Versuchung
**Autor:** Lienert, Otto Hellmut
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-753567

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die vaterländische Versuchung

Plauderei von Otto Hellmut Lienert

Wie alt war ich damals eigentlich?

Was, schon siebzehnjährig!

Kein Wunder, wenn meine drei Schwestern, in den schönen Altern von achtzehn, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren, mich nur in ihrer Schlafkammer dulden wollten, sofern mein Notlager, ein uraltes Plüschsofa, mit einer spanischen Wand umstellt werden könne. Wo nehmen und nicht stehlen? Zeitungen und Packschnüre mußten herhalten.

Allwegwohl, wieder einmal etwas Besonderes, dachte der freundliche, aber leicht schwerhörige Gasthofbesitzer vom Eidgenössischen Kreuz; denn bei diesem Volksandrang hatte er bei Gott mehr zu tun und wehren, als ein Bauer im Obstbaumwald zur Zeit fliegender Maikäfer.

In zinkblechener Badewanne, die gleichfalls zur Lagerstätte hergerichtet worden war, nächtigte Herr Hunziker aus Affeltrangen; im obersten Juhee, das seit dem 17. Jahrhundert nach dem Baumeister Mansard getauft ist, saßen auf starkem Koffer ratlos die Schwestern Corboz. Die beiden Freiburgerfrauen, die auf ländlicher Kirchweih schier mit einem Karussell verwechselt werden konnten, betrachteten mißmutig das schmale, kurze Bettchen, in dem sie gemeinsam einige Stunden Platz und Ruhe finden sollten. Mon Dieu, mon Dieu, wie sollte man hier, wie weiland die gerechten Kammacher und ohne Rippenstöße, das Pfülmen teilen? Impossible! «Ho scritto, Signor, ho scritto! Igg abe selber srieba!» lärmte und lamentierte Signor Bernasconi aus Castell San Pietro, ein hagerer Tessiner, der mit Kind und Kegel ebenfalls in die Bundesstadt gekommen war. Im Hausflur verwarf er seine Arme und wetterte mit singender Sprache drauflos, als habe ihm ein bankrottes Bänklein vor der Nase seine Schalter geschlossen und ihn um alle Ersparnisse betrogen.

Leute, nichts als Leute!

Die guten Berner wußten kaum mehr, wo ein und aus; denn es war im Heumond 1914, während der Schweizerischen Landesausstellung.

Auch unsere Mutter, eine tapfere Witfrau, die uns Kindern alles, sich eigentlich wenig gönnte, war mit der ganzen Familie, und zwar ausnahmsweise einmal sogar zweite Klasse nach Bern zur nationalen Landesschau gereist. Selbst die siebzigjährige Großmutter Schnyder, die sonst mehr auf den Einnahmen als den Ausgaben hielt, konnte dieser vaterländischen Versuchung nicht widerstehen. Die einfache, aber wohlhabende Frau, die den Großteil ihrer Tage in Rock und Schürze im Krämerladen zubrachte, stolzierte jenesmal im Kapotthütchen mit Reiherfeder, bändergeschmückter Jacke, halben schwarzseidenen Handschuhen und Knopfstiefeln daher und bezeichnete sich lachend als die reinste Königin Viktoria. Unsere Ahne war wirklich königlicher Laune und bestellte sogar für sich und alle anwesenden Nachfahren in einem Restaurant der Ausstellung, richtig, in der Küchlistube war's, ein reiches Vesperbrot mit Milchkaffee, Anken und Süßigkeiten. Allerdings, als sie den Geldbeutel ziehen mußte, tröstete sie sich laut und vernehmbar mit einem Vers Gottfried Kellers:

«In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und kehr' nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein!»

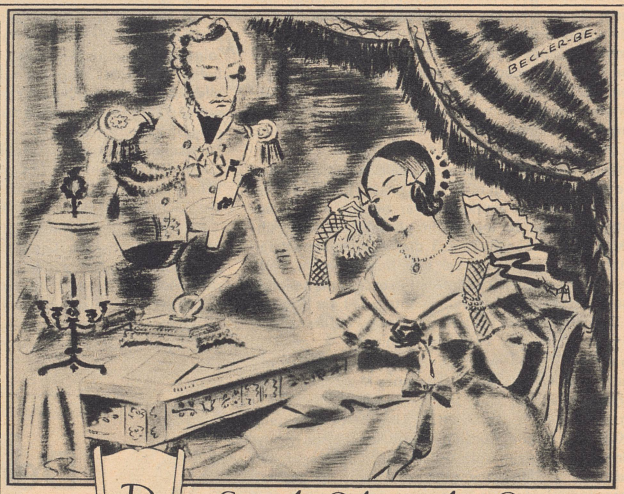
«Ist jetz das nüd guet?» fragte sie nach allen Seiten hin Beifall heischend und empfand absonderliche Freude, als auch Unbekannte am nächsten Tisch ihr zunickten, die offenbar an ihrem Humor Vergnügen fanden.

Obzwar auch unsere Mutter recht leutselig und teilnahmsvoll sein konnte, war die Großmutter jedoch unvergleichlich gesprächiger. In jeder Halle, vor jedwedem Stand, gab sie ihre eigene Meinung kund und zu wissen, und sofern sie einen guten Einfall zu haben glaubte, hing sie diesen nicht ungern an die große Glocke. Zwei Aussprüche meiner originellen Ahne sind mir bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis haften geblieben. Vor dem Ausstellungsplakat, dem landum belobigten oder bewitzelten grünen Roß von Cardinaux, schlug sie klatschend die Hände zusammen, schüttelte den Kopf und rief aus: «Herrje, herrje, die Kunst wird alleweil grüner und der gute Geschmack immer dürrer!» Im Rädergewirr der Maschinenhalle sagte sie: «Räderchen, Räderchen, lauft! Gefunden, gestohlen, gekauft! Seht», deutete sie den Spruch, «an jeder Ausstellung werden selbsterfundene, gestohlene und gekaufte Ideen gezeigt! Hab' ich nicht recht?»

Etwas Wahres lag an dieser großmütterlichen Weisheit schon. Mehr als solche Worte reizte meine Schwestern und mich der Freudenrummel neuer Attraktionen, vor allem die riesige Berg- und Talbahn, mit den obsich- und nidsichsausenden Kutschen, die einem eigentlichen Magenkitzel verursachten.

Auf dieser Achterbahn verführten ängstliche Kinderkehlen, aber auch Töchter und Frauen, ein Gekreisch wie gehetzte Papageien im Urwald.

Heda! Zu Lina, Rösli und Marieli, meinen Schwestern, setzte sich, auf den eigentlich für mich bestimmten Platz, kurzbesonnen ein beleibter Koch oder Konditor, mit weißer Schürze und hoher Kopfmütze. Nicht wenig erstaunt über diesen ungenierten Herrn, der ein Gesicht machte wie ein verliebter Menschenfresser, konnte ich im allerletzten Augenblick noch den nächsten Wagen besteigen und hatte das Glück, einem frischwangigen Backfisch, einem Maidlein mit treuherzigen Augen und fliegenden Zöpfen, Gesellschaft leisten zu können. O wie klammerte sich das Jüngferlein in heller Verzweif-




Die Eau de Cologne der Queen!

«Ladies and Gentlemen» waren entzückt, als Farina im Jahre 1737 seine duftende Eau de Cologne nach London schickte. Sie wurde zur großen Mode, und als Königin Viktoria 1837 mit achtzehn Jahren den englischen Thron bestieg, ernannte sie Farina zu ihrem «purvejor of Eau de Cologne». Farinas Schöpfung hat ihren geheimnisvollen Zauber durch die Jahrhunderte bewahrt und erfreut Millionen Menschen durch ihren frischen Duft.

Rote Farina Marke

Echte Eau de Cologne

Photo Schuh

**Musikdirektor Max Hengartner**

**der Dirigent des LA-Festspiels «Das eidgenössische Wettspiel» von E. Arnet (Musik von Paul Müller) hält das Orchester und die zahlreichen Chorgruppen mit eindringlicher Kraft zusammen.**

Max Hengartner, chef d'orchestre, dirigeant le festival de l'ENS «Das eidgenössische Wettspiel».

lung an mich, sobald allemal die Schienendroschke in die Tiefe rasselte! Schade, daß das bildhübsche Kind nur für eine Fahrt den Mut aufbrachte; ich hätte noch einen Fünfbätzler bei mir gehabt und sie bei nächster Gelegenheit, wenn auch klopfenden Herzens, um ihren Namen gefragt.

Zum erstenmal in meinem Leben sah ich auch ein Marionettentheater. Diese kleinen Figuren spielten sich in mein Gemüt und ins Unvergeßliche. Goethes Faust wurde aufgeführt und, perlinke, perlanke, von mir, hinter der zeitungspapierenen «Klostermauer» im Eidgenössischen Kreuz, spätnächstens nochmals zum besten gegeben. Ei, wie mußte das Dreimäderlhaus meiner Geschwister lachen, wenn ein zusammengeknüpftes Taschentuch als Mephistopheles und ein über Hand und Arm gezogener Strumpf als Faust erschien.

Andern Tages sah die ganze Gesellschaft ein bißchen müde und übernächtigt aus, allein unsere Lebensgeister wurden bald wieder munter, sogar zapplig, als ein bekannter Redaktor, der mit uns im gleichen Gasthof frühstückte, uns wissen ließ, daß die weltpolitische Lage höchst brenzlig geworden sei. Den Kopf verlieren, hatte keinen Zweck, und man schenkte besonders gerne jenen Pressestimmen Gehör, die da meinten, daß die Ruhigen und Besonnenen doch nicht an einen Weltbrand und eine Gefahr für unser Vaterland glaubten.

So schnell gab es vielleicht nicht wieder eine Schweizerische Landesausstellung. Die böse Menschheit Gott befohlen, entschloß man sich, wenigstens dem Dörfli noch einen Besuch abzustatten. Um die Besichtigung der Kühe und Fische, Büromöbel und Kochherde, konnte es einem unter diesen Umständen giltmirgleich sein, und Nudeln und Seifenspäne gab es daheim im eigenen Spezereiladen, wenn sie auch keine Aehrengarben darstellten.

Die Seele einer Schweizerischen Landesausstellung sitzt eben statt wie einst in der Festhütte, jetzt im Dörfli. Ob alt, ob jung, hier gefällt es einfach jedermann! Umgeben von Kuhherdengeläut, in einer Röseligartenwirtschaft, glaub' ich, war's, als ich der auf der Reise mehr oder minder zur Schau getragenen Tugendhaftigkeit einen Schlag versetzte und vor den Augen meiner verwunderten Angehörigen keine Limonade, sondern ein großes Bier bestellte.

«Der Bund! Der Bund! Neueste Ausgabe! Allgemeine Mobilmachung der russischen Armee! Kaiser Wilhelm II. hat im Deutschen Reich Mobilmachung angeordnet! Auch die Schweiz mobilisiert!» Solche und ähnliche Schlagzeilen schrie ein Zeitungsverkäufer ins fröhliche Volksgedränge.

«Hier, hier! Eine Zeitung, bitte! Bitte, eine Zeitung!» befahl auch unsere besorgte Mutter, und auch sie erschreckte uns im idyllischen Dörfli durch den Ausruf: «Es gibt Krieg!»

«Was du nicht sagst! Marie, bezahl', wir wollen heim!» gab die an einem Weggli kauende Großmutter Befehl, und darob blieben ihr einige Brotkrümel im Halse stecken, daß sie beängstigend hustete und nach Luft rang. Bald hatte sich die alte Frau wieder erholt, blieb jedoch ein Weilchen so nachdenklich und still, als hätte sie zeitlebens noch kein Wort gesprochen, geschweige denn einmal gelacht.

Als sie sich vom Schrecken erholt, mußte ihr unsere Mutter von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin bis zum Mobilmachungsbefehl der schweizerischen Landesbehörde nochmals alles haarklein erzählen. Jetzt horchten auch wir Jungen aufmerksam und gespannt zu; doch fiel uns eine solch jähe Umstellung auf Ernst und Besinnung inmitten vaterländischen Festjubels bedeutend schwerer als den ältern Leuten, und so bewerteten wir diese Hiobsbotschaft eher als einen etwas schauerlichen Glanzpunkt der Schweizerischen Landesausstellung anno 1914.

Ein rotbackiger Bernerbauer, der mit seinem Weiblein, dieses in heimeliger Landestracht, vor einer gaumenguten Bernerplatte gabelte, stellte sich auf einmal unserer Familie als Kavalleriehauptmann vor und bat um die auf dem Tische liegende Zeitung.

«So, Vreneli», sagte er, das letzte Wurstscheibchen und eine Gabel voll Kraut hinunterwürgend und das Weinglas hastig leerend, «jetzt wollen wir noch die Halle mit dem Militärzeug angucken!»

«Kommt, wir gehen auch mit!» schlug ich vor; allein Großmutter Schnyder war für ein weiteres Anschauen der nationalen Ausstellung nicht mehr zu haben.

«Am gescheitesten wär's, heimzufahren!» wiederholte sie und bemerkte, sie habe von diesem Wirrwarr sowieso den Kopf voll und zu Hause noch etwas auf der Kantonalbank zu tun.

Der Ahne Vorschlag gefiel plötzlich auch mir und ich sagte:

«Gelt, Mutter, Marieli und ich reisen jetzt natürlich auch nicht ins Welschland, wenn man nicht weiß, was kommt?»

«Was fällt euch ein? So schnell schießen die Preußen nicht!» versetzte die Mutter, fügte aber sogleich in schlechtverhehlter mütterlicher Besorgnis bei: «Ueber diese Sache können wir ja beim Mittagessen noch sprechen.»

«Könnten wir nicht noch einmal geschwind zu den elektrischen Klavieren?» gab Rösli einem Wunsche Ausdruck.

«Ihr habt kein Musikgehör! Wir gehen heimzu!» entschied die Großmutter.

Bei den meisten Besuchern der Ausstellung gewann die Unruhe Oberhand. Als wir durch die Gartenanlagen schritten, begegnete unser Grüpplein einem invaliden Drehorgelmann, der auf seinem Musikkasten «Heil dir Helvetia» in die Welt hinaus leierte.

«Der arme Teufel muß auch einen Almosen haben», murmelte die Großmutter und entnahm dem Geldsäckel ein funkelnagelneues Kupferstück, das sie huldvoll in den Hut des übelfeilen Mannes warf. Wir alle taten dasselbe, nur hatten wir kein rotes Geld. Kaum waren wir einige Schritte vom Straßenspielmann entfernt, kam dieser an seinen Krücken wie ein feuriges Fohlen auf die Ahne zugerannt, schüttelte und küßte unsagbar dankverbunden der Ueberraschten die Hand.

«Was denkt Ihr auch! Nicht nötig!» wehrte ihm die Großmutter, ob solcher Dankbarkeit tief gerührt. Dann aber runzelte sich ihre Stirne, und auf offener Straße unterzog sie den ganzen ledernen Geldbeutel einer einläßlichen Prüfung; und jetzt gewahrte sie zum größten Entsetzen, daß sie aus Versehen den einzigen Goldvogel in den alten Hut geworfen.

Wir wußten nicht, was geschah, lief die Besorgte, so rasch sie ihre Füße trugen, zurück zum Orgelmann.

«Mann Gottes, hört», jammerte sie, «eine arme alte Mutter gab Euch ja einen Napoleon! Seid doch so gütig und barmherzig und erstattet ihn wieder zurück! Es ist ein Notrappen für den Krieg!»

Der Orgeldreher tat indessen, als sei er taub und blind geworden, wollte nichts von diesem Irrtum wissen, ließ die Matrone bekümmert und hilflos stehen und orgelte aus dem Kasten das schwärmerische Volkslied: «Vogel fliegst in d'Welt hinaus . . .» Unsere Mutter fand sich als Vermittlerin ein, doch mit diesem Bettelmann war nichts anzufangen. Ein Donnerwetter zuckte um die Mundwinkel der geprellten Großmutter; doch als sie über den Baumwipfeln im goldenen Sommerlicht die eidgenössische Fahne, das weiße Kreuz im roten Tuch, flattern sah, heiterten ihre lebhaften, runden Augen wieder auf. «Jaja», seufzte sie, «sogar die Schweizerfahne hat ihr Kreuz, und so wird man sich in sein Schicksal zu fügen haben!»

# Der ausgestellte Dichter

Von Trud Honer

Man hatte den Dichter in das Studio aus Glas an der Landesausstellung gesperrt, damit er dort am Radio spreche. Nun sitzt er in dem gläsernen Käfig, der ganz und gar durchsichtig ist und ihn bedrückt; er wäre froh, ihn gegen die dichten Wände des vertrauten Studios eintauschen zu dürfen. Aber die Radiohörer können ihn ja nicht sehen; sie sind nur auf seine Stimme abonniert. Jetzt das Zeichen: er beginnt zu sprechen. Unterdessen sammelt sich rings an den Wänden ein neugieriges Publikum an, das sich die Pantomime im Glashaus nicht entgehen lassen will. Für die Schar der Zuschauer ist der Mann da drinnen stumm, ein komisches Gebilde, das sich müht, verstanden zu werden, irgendwo in der Ferne vielleicht. Hier in der Nähe aber braucht man ihm nicht zuzuhören und auch keine Aufmerksamkeit für den Inhalt seiner Rede zu zeigen. Man genießt den Vortrag als Theateraufführung, und diese neue Attraktion der Ausstellung bereitet den Radiosehern uneingeschränktes Vergnügen. Der Dichter aber atmet auf, als das Ende seines Auftritts gekommen ist. Er schüttelt seine dunkle Mähne und verläßt den Käfig, in dem ihm schwül geworden ist.

Die Szene erinnerte mich an ein Bild, das in einer Zeitschrift erschienen war. Es stellte eine Art verkehrte Welt im zoologischen Garten dar. In einem Käfig kauerte verschüchtert ein Mensch, während die wilden Tiere sich als Zuschauer vor dem Käfig tummelten und ihren Schabernack mit dem Eingesperrten trieben — gerade als ob sie Menschen wären. Der Mann im Käfig aber war selber zur stummen Kreatur geworden. Nicht einmal die Zunge durfte er herausstrecken zum Zeichen, daß er doch ein Mensch sei.

Das Bild kam mir wieder in den Sinn, als ich den eingesperrten Dichter trauervoll im Glashaus sitzen sah.

## Persilgepflegt

So duftig und frisch

wirkt nur die persilgepflegte Frau. Was früher Luxus war, macht das tägliche Persilbad — die mühelose Kleinwäsche — heute jedermann möglich.

Persil hat der Frauenwelt den unbeschränkten Gebrauch von zartesten, feinsten Stoffen ermöglicht, weil es ohne Gewalt wäscht.

Das milde Persilbad gibt den Stoffen nicht nur Farbe und neues Leben, es pflegt zugleich die Gewebe.

# Persil



Mit Persil richtig waschen.

**HENKEL, BASEL**

die Firma, welche die Wohltat der selbsttätigen Waschmethode erfand — und damit der Hausfrau das Leben erleichtert

PD 00119